

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendish, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 8. Oktober 1903.

(Nachdruck verboten.)

Zum Glück.

Roman von Margarete Böhme.

(Fortsetzung.)

Hedwig gewann sich überraschend schnell die Gunst sämtlicher Familienglieder. Den müden geplagten Hausvater erfrischte sichtlich die Gegenwart des jungen, gebildeten Mädchens, mit dem er sich unterhalten konnte und die verständnisvoll auf seine Interessen einging. Frau Müller interessierte sich angesichts der hocheleganten, reichhaltigen Toilette, die „das junge Mädchen“ mitbrachte, lebhaft für Hedwigs Vergangenheit und nachdem sie durch fortgesetztes Inquirieren endlich den Zusammenhang herausgebracht, kehrte sie mit Vorliebe die großmütige Beschützerin für „das arme Kind“, das aus so glänzenden Verhältnissen heraus plötzlich gezwungen wurde, sich selber sein Brot zu verdienen, hervor. Sie behandelte Hedwig inselgedessen mit einer gewissen mütterlichen Vertraulichkeit, und da diese in der Tat im Häuslichen fast alles noch lernen mußte, ließ sie sich das gutmütige Bemühen der einfachen alten Frau gern gefallen. Auch die Kinder alle scharten sich mit merkbarer Zuneigung um die jugendliche Hausgenossin, und je länger Hedwig sich in die ungewohnten Pflichten hineinlebte, desto lieber wurde ihr der neue Wirkungskreis. Ja, wenn sie sich abends schlafen legte, war es ihr manchmal beinahe so, als befriedige sie ihr Dasein jetzt mehr als früher, wo ihre Tage mit lauter Nichtigkeiten ausgefüllt waren. Bei der Arbeit und dem munteren Geplauder der lebhaften Kinder vergaß sie die traurigen Gedanken und sie wäre im großen ganzen mit ihrem Lose ganz zufrieden gewesen, wenn nicht trübe Gedanken anderer Art als diejenigen, welche die Trauer um den Vater hervorbrachte, ihr Gemüt verdüsterten.

Willis Verhalten war so sonderbar. — Nicht als ob sie ihm einen direkten Vorwurf machen konnte, aber wie es sie damals gleich nach des Vaters Tode eigenartig berührte, daß er mit keinem Wort seinen Wunsch einer baldigen Verbindung laut werden ließ, empfand sie auch ferner sein Verhalten peinlich. Seine Briefe waren zwar stets sehr herzlich, er erkundigte sich stets mit großer Innigkeit nach ihrem Ergehen und ließ es hin und wieder durchblicken, wie sehr er sich auf die spätere Vereinigung freute, aber trotz aller Versprechungen und hundert süßen Liebesworte war es Hedwig, als wehe ein kalter Odem aus den Briefen in ihr warmes Empfinden hinein, als sei der Ton dieser Briefe künstlich gemacht, unwahr — unecht, affektiert. Vergebens suchte sie sich einzureden, daß sie alles durch eine schwarze Lupe sehe, daß ihre bittere, traurige Stimmung sie Gespenster sehen ließ, wo in Wirklichkeit alles klar war, es wollte ihr nicht aus dem Sinn, daß sich irgend ein Unglück vorbereite. Bis in ihre

Träume verfolgte sie diese unbestimmte Angst; wo sie ging und stand, war das wesenlose Schreckgespenst dieser geheimnisvollen Ahnung neben ihr.

Monate vergingen. Möglich stockten Willis Briefe ganz. Nahezu fünf Wochen verfloßen, ohne Hedwig eine Antwort auf ihren letzten Brief zu bringen. Eine merkwürdige, beklemmende Furcht hielt sie zurück, durch eine einfache Anfrage nach dem Grunde seines Schweigens allen quälenden Zweifeln ein Ende zu machen. Endlich teilte Willi ihr auf einer Karte mit, daß er krank gewesen sei und zu seiner Erholung einige Wochen aufs Land gehe, seine Adresse werde er ihr demnächst schreiben.

Es war ein wunderschöner, sonniger Maientag, als Hedwig diese Zeilen empfing.

Sie las die Karte dreimal, viermal, faltete sie dann mechanisch zusammen und steckte sie in die Tasche. Sie saß allein auf dem kleinen schwalbennestartigen Balkon der Wohnung und starrte mit großen, trockenen Augen in die frisch entfaltete Frühlingspracht, die sich bis in die Straßen der menschenvollen Stadt hineindrängte und ihr leuchtendes Panier auf die Bäume pflanzte. Ein zart smaragdernes Licht schien von dem jungen grün-goldenen Laub auszustrahlen, in tiefer Bläue lachte der Himmel über der prangenden Erde, Millionen Lichtfalter wiegten sich auf Dächern, an Mauern, ja selbst das staubige, graue Straßenpflaster schien wie mit einem dünnen glitzernden Goldhauch überzogen. Frühling! Frühlingspoesie! Ihr empfängliches Gemüt hatte sich in früheren Jahren an der Maiepracht förmlich berauscht, — heute verursachte ihr all die lachende, jubelnde Schönheit rings um sie herum einen seelischen Schmerz, ein physisches Unbehagen. Die fröhliche Stimmung der Schöpfung weckte kein Echo in ihrer Brust.

In ihrer Seele schrie etwas auf; das Herz lag ihr dumpf und schwer wie ein Stein in der Brust. Krank gewesen war Willi. Und ihr, seiner Braut, hatte er nichts davon geschrieben. Mühte er nicht, wie sie sich um ihn bangte, wie sehnsüchtig sie seit Wochen nach einem Lebenszeichen von ihm ausschaute?

Eine dumpfe Angst ergriff ihr Herz. Er liebte sie nicht mehr. Er bereute sein Wort . . . Die Verlobung war von seiner Seite übereilt gewesen. —

Und wieder wartete sie Woche um Woche auf eine weitere Nachricht, bis endlich ein paar flüchtige Zeilen — wieder auf einer Karte hingekritzelt, anlangten. Hedwig las die wenigen freundlich gleichgültigen Worte diesmal ohne große Bewegung. In den Wochen, die zwischen dem Eintreffen der ersten und dieser Karte lagen, war sie zu einem festen Entschluß gekommen.

Spät abends, als sie die Kinder zu Bett gebracht hatte, schrieb sie in ihrem engen Zimmerchen bei dem gelben zitternden Schein einer Kerze einen langen Brief an Willi. Sie bat ihn

Darin, es sich wohl zu überlegen, ob er auch wirklich an ihrer Seite ein dauerndes Glück zu finden hoffe, ob seine Liebe zu ihr auch wirklich für ein Menschenleben ausreiche. Im anderen Falle sollte er ihr unumwunden sagen: Lieber ein Leid als ein Leiden ohne Ende. Nichts schrecklicher, als eine liebeleere Ehe — — — Noch vieles mehr schrieb sie ihm, ihre ganze Seele lag in den schlichten, innigen Worten, mit denen sie ihn beschwor, doch den furchtbaren Zweifeln, die sie seit lange quälten, so oder so ein Ende zu machen. —

Etwa acht Wochen später antwortete er auf den Brief. Furchtbar schmerzlich habe ihn anfangs ihre Zuschrift berührt, anfangs sei er sich wie von Gott und aller Welt verlassen vorgekommen, dann aber habe er sich ernstlich geprüft, und je länger und tiefer er in sein eigenes Herz hinabgeblickt habe, desto klarer sei es ihm geworden, daß seine Kluge, geliebte Hedwig nicht so ganz Unrecht gehabt habe, als sie ihrem eigenen Empfinden — — denn das sei doch wohl in erster Linie der Fall — die Sonde anlegte, und ihr durch deren Ergebnis auch Zweifel an der Echtheit seiner Gefühle für sie getagt hätten. Sie habe es zwar nicht in Worten ausgedrückt, aber aus ihren Zeilen lese er deutlich, daß sie ihn nicht so liebe, wie ein Mädchen den Mann, dem sie sich fürs Leben zu eigen geben wollte, lieben müsse. Und es sei ja auch so — — — jetzt fühle er es selber — die Liebe, die sie beide miteinander verbinde, und die noch aus der Kinderzeit datierte, sei die echte, rechte Geschwisterliebe. Er liebe seine Hedwig mit einer Zärtlichkeit, einer Innigkeit, einer Hingabe, wie man sie eigentlich nur für ein vergöttertes, einziges Schwesterchen hegt. Auch die Geschwisterliebe kenne ja eine Art Eifersucht, und so sei es gewesen . . . der Gedanke, daß sie sich einem anderen verloben könne, der ihn aus ihrem Herzen verdrängen würde — — er hatte gehört, daß etwas von einer Verlobung im Werke sei — habe ihn furchtbar erregt, und in der Exaltation darüber sei er irre an sich und seinen Empfindungen geworden. Sein geliebtes, goldiges Schwesterchen bleibe sie aber allerwege; — — sein höchster Wunsch sei es, daß sie zu seiner Mutter ziehe, und er ihnen beiden ein molliges, behagliches Heim, in das er auch dann und wann zurückkehren werde, schaffen dürfe — — —

Hedwig erhielt diesen Brief mit der Abendpost. Als sie am anderen Morgen aus ihrem Zimmer kam, sah sie geisterhaft blaß, übernächtigt und berweint aus, und an dem Ringsfinger ihrer linken Hand fehlte der schlichte, goldene Reif.

Sie hatte schwer an dieser ersten, großen Enttäuschung zu tragen. Obgleich sie sich gewaltfam zu beherrschen suchte, und ihren Kummer in sich verschloß, konnte sie sich doch kaum mit diesem Schicksalsschlag abfinden. Immer wieder erhob sich die bittere Frage in ihr, ob Willi die Irrung seiner Gefühle auch erkannt hätte, wenn ihr Vater am Leben und alles beim alten geblieben wäre. Sie wollte ja nicht so niedrig von dem Gespielen ihrer Kindheit denken, aber ihr schmerzverdüstertes und gequältes Herz rang umsonst gegen die finsternen Gedanken, die es umrankten und sich fester und fester an ihre Seele klammerten.

In dieser Zeit empfand sie die Arbeit wie eine Wohlthat, wie eine Erlösung, eine befreiende Ablenkung von den schmerzhaften Gedanken, die sie erfüllten. Fast schien es ihr eine freundliche Zügung der Vorsehung, daß sie gerade zu dieser Zeit mit Arbeiten überbürdet war, und ihr tagsüber keine Zeit blieb, ihren Betrachtungen nachzuhängen.

Frau Müller war Ende Juni an einer Lungenentzündung erkrankt, die sie wochenlang ans Bett fesselte. Aber auch später, als die unmittelbare Lebensgefahr längst überwunden, blieb sie schonungsbedürftig und konnte sich nur wenig an den Hausgeschäften beteiligen. So lag denn die Sorge für das Hauswesen, ebenso wie die Pflege der Kranken und die Aufsicht der Kinder allein Hedwig ob, da die Hilfe der sehr jungen, direkt vom Lande

kommenden kleinen Magd kaum anzuschlagen war. Hedwig kam von morgens bis abends kaum zu Atem, ihre wenigen freien Minuten nahmen die Kinder in Beschlag und erst spät abends, wenn sie totmüde in ihr Zimmerchen kam, durfte sie sich selber angehören. Die körperliche Übermüdung verschaffte ihr wenigstens die Wohlthat eines festen, traumlosen Schlafes, aber hin und wieder wachte sie doch nachts ein paar Stunden, und in der Stille und der Dunkelheit, die sie dann umgab, überwältigten ihre traurigen Gedanken sie oft so, daß sie laut aufschluchzte. Das Gefühl der Verlassenheit lastete in solchen Augenblicken mit erdrückender Schwere auf ihrer Seele; die Zukunft lag so grau, so trostlos, so wolkenverhangen vor ihr . . . nirgends ein Lichtblick . . . nirgends Sonne. — —

Die Sommermonate vergingen, ohne daß besondere Ereignisse den gleichmäßigen Werktaggang ihres gegenwärtigen Daseins unterbrachen. Dennoch war es Hedwig bisweilen, als trete in ihrem Verhältnis zu den Hausgenossen allmählich eine Wandlung, eine fühlbare Veränderung ein, ohne daß sie direkt wußte, worin dieselbe bestand und worin sie sich äußerte.

Frau Müller beobachtete tatsächlich ein anderes Benehmen gegen sie, als im Anfang. Obgleich sie die alte Frau während ihrer Krankheit in aufopfernder Weise gepflegt hatte, und obwohl sie ihr jetzt noch jeden Wunsch von den Augen abzulesen suchte, hatte sie sichtlich viel von Frau Müllers anfänglichem Wohlwollen eingebüßt.

Im Gegensatz zu früher verhielt Frau Müller sich Hedwig gegenüber jetzt sehr einsilbig und reserviert, erteilte ihre Anweisungen in einem kurzen, knappen Imperativ und ließ öfters Anspielungen fallen, daß man niemals verwöhnte junge Damen, die ihre Lebenstage bisher müßig vertändelt hätten, als „Stützen“ aufnehmen sollte; auf die Dauer tue so etwas doch nicht gut — — räche sich immer . . . und so weiter.

Hedwig verstand zwar nicht, worauf die Anspielungen der alten Frau zielten, da sie sich bewußt war, voll und ganz ihre Pflicht zu erfüllen, aber sie weckten doch die Angst in ihr, daß man mit dem Vorsatz umginge, ihr zu kündigen. Und wohin sollte sie sich dann wenden, sie, die Heimatlose, die in der Welt keinen Zufluchtsort mehr hatte! Wenn sie nur gewußt hätte, was an ihr plötzlich Frau Müllers Mißfallen erregte . . .

Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten. Eines Nachmittags — es war am Jahrestage von Herrn Biekamps Tode — war Frau Müller zu einer Bekannten nach Berlin NW. gefahren. Sie hatte das jüngste Mädchen mitgenommen, und die beiden älteren Knaben spielten auf der Straße. Hedwig hatte also ein paar ihrer seltenen freien Stunden. Mit einer Näherei beschäftigt, saß sie auf dem Balkon unter der herabgelassenen Perstienne. An diesem ersten traurigen Gedenktage stürmten hundert wehmütige Erinnerungen auf sie ein, die, so schmerzlich sie an sich waren, ihr in dieser stillen, einsamen Stunde doch Liebe, willkommenere Gesellschafter waren, da sie ihr für Augenblicke das verlorene Paradies ihrer glücklichen Kindheit zurückzauberten . . .

Sonst plauderte sie gern mit Herrn Doktor Müller, dessen schlichtes, freundliches Wesen sie sympathisch berührte, aber als er jetzt zu ihr auf den Balkon trat und einen Sessel neben den ihren zog, empfand sie sein Kommen wie eine unwillkommene Störung.

Sie sprachen eine Weile über gleichgiltige Dinge, dann stockte die Unterhaltung. Doktor Müller betrachtete nachdenklich seine Hände, und während Hedwig fleißig weiter stichelte, nahm sie den bei dem Hinzutreten des Oberlehrers abgerissenen Gedankenfaden wieder auf. Im Augenblick hatte sie die Gegenwart des Hausherrn ganz vergessen; erschrocken fuhr sie zusammen, als er plötzlich wieder das Wort an sie richtete.

Seine ersten Sätze verstand sie nicht; erst als er weiter sprach, in merkwürdig gehaltenem, von innerer Bewegung durchlebtem Tone, begann sie zu ahnen, worauf er hinauszielte.

Doktor Müller sprach von seiner Jugend in dem einfachen Elternhause, von seiner arbeits- und entbehrungsreichen Studienzeit, während der er seine nachmalige Frau kennen gelernt hatte. Er hatte sie innig geliebt und in glücklicher Ehe mit ihr gelebt, ihr Tod hatte eine furchtbare Lücke in die Familie gerissen. Seitdem führte er ein freudloses, einsames Leben, die anstrengende Berufsarbeit war seine einzige Zerstreuung und Erholung.

Er liebte seine Kinder zärtlich, aber sie konnten ihm doch keineswegs die verstorbene Gattin ersetzen; einesteils waren sie noch zu klein, und anderenteils sah er sie nie in den sporadischen Freistunden, die ihm sein Beruf ließ; abends schliefen sie schon, wenn er frei war und sich seiner Familie widmen konnte.

Er hatte eigentlich nie daran gedacht, sich wieder zu verheiraten. Wenn seine Kollegen einmal den Gedanken anregten, hatte er ihn weit von der Hand gewiesen. Und erst seitdem Hedwig da war, erhob sich oft die Frage in ihm, ob er mit seinen achtunddreißig Jahren wirklich schon auf jedes Glück endgiltig verzichten müßte. Sie hatte es ihm angetan, er hatte sie lieb gewonnen, er konnte sich sein ferneres Leben kaum mehr ausdenken ohne ihre liebliche, anmutige Erscheinung, die wie ein freundlicher Geist in den Räumen seiner Wohnung waltete. Ob sie es mit ihm versuchen wolle. Es sei ja kein glänzendes Los, das er ihr biete. Ein vermögensloser Oberlehrer, Witwer mit drei unverforgten Kindern, ein Mann mit grauem Haar, das sei gewiß keine sehr begehrenswerte Partie für ein junges blühendes Mädchen, vor dem noch das ganze Leben läge, — — aber sie — Hedwig — sei eben so ganz anders als die Mehrzahl der jungen Mädchen in ihrem Alter, so viel ernster und durch schwere Schicksale gereifter, und die Hauptsache, die ein Mann einem Mädchen geben könnte, seine treue, hingebende, selbstlose Liebe, die werde ihr in unbefränktem Maße zuteil werden. Auf den Händen werde er sie durchs Leben tragen, sie vor jeder Widerwärtigkeit, jedem rauhen Windstoß des Lebens schützen. Seiner Mutter werde er eine kleine Wohnung in Berlin oder in einem der Vororte mieten; seine Frau solle in seinem Hause die einzige, unumschränkte Herrin sein. . . .

Dr. Müller sprach noch vieles mehr; seine anfangs schwankende Stimme gewann mit jeder Minute an Festigkeit und Wärme. Wie in dumpfer Betäubung saß Hedwig ihm gegenüber und hörte ihm zu, ohne mehr als den eigentlichen Sinn seiner Rede zu verstehen. Nur das eine war ihr klar: dieser Heiratsantrag seitens des braven, gebildeten Mannes, der ihr alles, was er besaß — sein Herz und eine Heimat bot, und der an sich ein ehrendes Vertrauensvotum bedeutete, raubte ihr das Mhyl, das sie hier gefunden hatte. Da sie Dr. Müllers Werbung nicht annehmen konnte und wollte, durfte sie nicht länger in seiner Familie bleiben.

Dr. Müller wurde sehr blaß, als sie mit wenigen Worten seinen Antrag freundlich aber bestimmt ablehnte; seine momentane Fassungslosigkeit verriet, daß er sich wohl Hoffnungen gemacht hatte, und die Enttäuschung ihn völlig bestürzte.

Hedwig zog sich an diesem Abend etwas früher als gewöhnlich auf ihr Zimmer zurück; Dr. Müller und seine Mutter unterhielten sich noch längere Zeit im Wohnzimmer. Als Hedwig am anderen Morgen Frau Müller begrüßte, fiel es ihr sofort auf, daß die alte Frau wieder viel freundlicher zu ihr war. Ohne Zweifel hatte Frau Müller gefürchtet, daß Hedwig sie von ihrem Platz als Meinherrschlerin verdrängen könnte; die Gewißheit, daß diese Sorge überflüssig gewesen, stimmte sie offenbar wieder milder gegen das junge Mädchen. Dennoch schien es sie nicht unangenehm zu berühren, als Hedwig im Laufe des Tages ihre

Stellung zum 1. Oktober kündigte. Sie äußerte ein paar wohlwollende Worte des Bedauerns und erklärte dann eifrig sich bereit, Hedwig beim Suchen nach einer neuen Stellung behülflich zu sein.

V.

Sechs Jahre waren verflossen, seitdem Hedwig die Familie des Oberlehrers in Friedenau verließ und ihre zweite Stellung, als Gesellschafterin einer gichtkranken alten Dame in Charlottenburg, angetreten hatte. Das Glück war ihr seitdem nicht besonders hold gewesen; die Bitternisse der Fremde, des Kampfes um das tägliche Brot, mit den vielen kleinen Sorgen und Widerwärtigkeiten des Werktagslebens, hatte sie in vollem Maße kennen gelernt.

Ihre zweite Stellung war weder lukrativ noch angenehm, da die leidende Dame hohe Ansprüche an die Kräfte ihrer Gesellschafterin stellte, aber sie hatte vor ihren späteren Plätzen doch manche Annehmlichkeit voraus gehabt, und Hedwig hätte auch voraussichtlich darin ausgeharrt, wenn die alte Frau nicht nach dreiviertel Jahren plötzlich gestorben wäre.

Die Erben bewilligten Hedwig das volle Jahresgehalt und eine kleine Entschädigung für die letzten drei Monate des Jahres, da der Haushalt der Verstorbenen sofort aufgelöst wurde und Hedwig bis zur Erlangung eines neuen Engagements ein anderes Unterkommen suchen mußte.

Seitdem war sie wie ein abgerissenes Blatt, das der Herbststurm vor sich her treibt, hin und her gewirbelt worden; aus einem Ort, von einem Haus zum anderen. Sie hatte nacheinander Stellungen als Gesellschafterin, Erzieherin, Stütze und Reisebegleiterin innegehabt, ohne daß ihr eine darunter ein bleibendes Heim geboten hätte.

Hedwig hatte sich in den verflossenen sechs Jahren sehr — aber nicht zu ihrem Nachteil — verändert. Sie war bleicher und schmäler geworden; der Ernst des Lebens hatte ihren Zügen jenen edel durchgeistigten Ausdruck eingeprägt, dem man in jungen Gesichtern äußerst selten begegnet, der aber einem zarten, jungen Antlitz etwas außerordentlich Liebliches, beinahe Rührendes verleiht.

Seit einem Jahre weilte sie im Hause eines reichen Fabrikanten in Frankfurt als Bonne supérieure der beiden Kinder von sechs und sieben Jahren. Sie hatte schon schlechtere Stellungen gehabt, als diese, die verhältnismäßig gut bezahlt und nicht sehr schwer war; dennoch sah sie sich gezwungen zu kündigen und wieder einmal nach einem neuen Zufluchtsort auszusuchen. Die Dame, Frau von Eddöll, kümmerte sich wenig um ihre Kinder und noch weniger um das Mädchen, dem sie ihre Kinder anvertraute. Sie hatte so viel mit ihrer Toilette und ihren gesellschaftlichen Interessen zu tun, daß ihr nicht viel Zeit für ihre Familie übrig blieb. Die Bonne war in ihren Augen nichts mehr und nichts weniger als eine Maschine, die für Geld und Unterhalt in ihrem Interesse zu wirken hatte.

Hedwig wurde wenig gekränkt dadurch. Sie hatte auf ihren Wanderungen so viele hochmütige, launenhafte, tyrannische Herrinnen kennen gelernt, daß die Teilnahmslosigkeit der jetzigen sie weder überraschte noch besonders unangenehm berührte. Auch in bezug auf ihre Böglinge war sie wenig verwöhnt, so boshaft, verzogen, eigensinnig und ungehorsam, wie sie früher einige gehabt hatte, waren diese kleinen Eddölls immer noch nicht. Die jetzige Stellung wurde ihr vielmehr durch die Aufdringlichkeit eines Angestellten im Kontor der Firma Eddöll verleidet.

Einmal hatte sie sich deswegen bei Frau von Eddöll beklagt. Trotzdem sie den Mann wiederholt energisch in seine Schranken gewiesen, ließ er nicht nach, sie mit seinen unerschämten Diebeserklärungen auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Ihre Schönheit

war schon mehr als einmal die Klippe gewesen, an der ihre Stellungen scheiterten — so ging es auch diesmal.

Die Dame sah das junge Mädchen eine Weile prüfend an, dann zuckte sie die Schultern.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen da helfen soll. Wenn Sie selber nicht genug Energie besitzen, um sich den Menschen vom Hals zu schaffen — ich mische mich grundsätzlich nicht in die Angelegenheiten meiner Leute, auch nicht, wenn sie es wünschen“, sagte sie kalt. „Wenn Ihnen der Mensch allzu lästig fällt und Sie keine Änderung herbeizuführen vermögen, stelle ich es Ihnen anheim, sich einen anderen Platz zu suchen. Übrigens sind Sie für ein junges Mädchen, das sein Brot bei fremden Leuten suchen muß, eigentlich viel zu hübsch.“

Hedwig wandte sich mit leise zuckenden Lippen ohne ein Wort zu entgegnen ab. Etwa acht Tage später hatte eine Nummer der Frankfurter Zeitung sich in das Kinderzimmer verirrt, in der ein Inserat sofort ihre Aufmerksamkeit fesselte.

„Ich suche für meine nervenranke Tochter eine junge, gebildete Dame sanften Gemüts, musikalisch, nicht unter 25 Jahren, zur Gesellschaft und Pflege. Adressen beliebe man einzusenden an Mrs. Brouwer, zur Zeit Bad Nauheim, Hotel Bristol.“

Wie ein Wink des Schicksals erschien Hedwig diese Annonce, noch an demselben Abend schrieb sie an die Dame, schilderte ihren bisherigen Lebenslauf und legte ihre Photographie bei. Postwendend traf die Antwort ein; man erwartete sie sobald als möglich zur persönlichen Vorstellung.

Am Nachmittag des folgenden Tages beurlaubte Hedwig sich von Frau von Edöll und fuhr nach Nauheim.

Ein Bediensteter des vornehmen Hotels an der Bahnhofsallee führte sie in die im ersten Stock gelegenen Zimmer der Mrs. Brouwer. Eine ältliche Person, wie sie nachher erfuhr, die Kammerfrau der englischen Dame, empfing sie hier und bat sie, einige Minuten im Salon zu warten.

Nach einer Weile trat Mrs. Brouwer, eine stattliche Dame anfangs der Fünfziger mit vollem, energischem Gesicht und leicht ergrautem Wellenscheitel herein.

„Sie sind Miß Biekamp! Freue mich, daß Sie gekommen sind; persönlich läßt sich alles besser erörtern“, begrüßte sie Hedwig und winkte ihr, sich wieder zu setzen. Sie selber nahm dem jungen Mädchen gegenüber auf dem Sofa Platz.

„Ich habe viele Briefe auf mein Inserat bekommen“, begann sie nach einer kleinen Pause, „aber Ihre Offerte interessierte mich mehr als die der anderen Damen. Sie haben viel Leid erfahren und eine herbe Lebensschule durchgemacht. Die Lebensschule macht im allgemeinen innerlich reifer, und wer selbst Schweres und Bitteres erfahren hat, pflegt durchschnittlich sanfter und duldsamer gegen andere zu sein als der, dessen Dasein nie von Schicksalsstürmen bewegt wurde . . .“

Und nachdem sie Hedwig noch eine Weile hin und her examiniert und über ihre Erfahrungen in den bisherigen Stellungen ausgefragt hatte, machte sie ihr in halblautem Flüsterton einige auf ihre künftigen Obliegenheiten als Pflegerin und Gesellschafterin bezügliche Mitteilungen.

Mrs. Brouwers Tochter war seit drei Jahren verheiratet, aber ein vorgeschrittenes Herzleiden, — dem sich eine übergroße Nervosität zugesellt — zwang sie schon seit zwei Jahren, von ihrem Haushalt und Gatten fern zu sein und in den verschiedensten Kurorten Heilung zu suchen. Die Kranke litt an periodischen Schwermutsanwandlungen; in solchen Zeiten versank sie in Apathie und verhielt sich völlig teilnahmslos gegen ihre Umgebung, aber wieder zu anderen Zeiten war sie launenhaft und äußerst reizbar — ein Zustand, der bisweilen die höchsten Anforderungen an die Geduld und die Energie ihrer Pflegerinnen stellte. „Sie werden verstehen, daß es mir unter diesen Umständen darum zu

tun sein muß, eine wirklich zuverlässige, vertrauenswürdige Persönlichkeit zu finden, der ich die Pflege meiner Tochter anvertrauen kann“, fuhr Mrs. Brouwer fort, „die Dame, welche für uns in betracht kommt, muß den Ernst ihrer Aufgabe erfassen, gleichzeitig aber auch meine arme Tochter durch ihre Gesellschaft zu erfrischen und zu erheitern suchen. Sie muß zielbewußt und bestimmt genug sein, die Anordnungen des Arztes, auch wenn diese nicht mit den Wünschen meiner Tochter im Einklang stehen, durchzuführen und wiederum muß sie Sanftmut mit Diplomatie genug besitzen, diese persönlichen Wünsche der Kranken mit den ärztlichen Verordnungen möglichst in Einklang zu bringen, vor allem die Kranke nie durch Widersprüche reizen. Ich gebe zu, daß der Posten kein ganz leichter ist und eine ganze Kraft beansprucht. Werden Sie sich der Stellung gewachsen fühlen?“

Hedwig errötete unter dem durchdringenden Blick der Dame. „Wenn Sie es mit mir versuchen wollen — ich werde mein Möglichstes tun, Ihre Zufriedenheit zu erwerben, gnädige Frau“, sagte sie schüchtern.

Mrs. Brouwer nickte. Hedwigs liebliche Erscheinung wirkte offenbar sympathisch auf sie; ihre etwas strengen Mienen wurden um einen Schein milder und wohlwollender, während sie mit dem jungen Mädchen die nächstliegenden Fragen erörterte. Am Ersten des kommenden Monats sollte Hedwig antreten; als Gehalt setzte Mrs. Brouwer „vorläufig“ 200 Mark im Monat fest, — gerade das vierfache der Gage, die diese bei Edölls bezog. Sie — Mrs. Brouwer — selbst, beabsichtige in den nächsten Monaten nach England zurückzukehren; um so mehr lag ihr natürlich daran, ihre kranke Tochter in guter Obhut zurückzulassen.

„Und noch eins . . .“ setzte die Dame zögernd hinzu — „es wäre nicht ausgeschlossen, daß Edith eine Zeit lang in eine Nervenheilanstalt gehen müßte. Werden Sie sich verpflichten, meine Tochter auch dorthin zu begleiten? Ich schicke voraus, daß ich von Ihrer Einwilligung den Abschluß des Engagements abhängig mache, aber andererseits bitte ich Sie, es sich wohl zu überlegen, ob Sie diese Bedingung eingehen können. Ein — sich vielleicht über Monate erstreckender Aufenthalt in solcher Anstalt ist für ein gesundes, lebensfrohes Mädchen nicht gerade sehr angenehm.“

„O, gnädige Frau, ich rechne wenig auf besondere Annehmlichkeiten“, erwiderte Hedwig mit leisem Lächeln, „ich habe es lange geiernt, einzig in der strengen Erfüllung meiner Pflichten die Befriedigung meines Lebens zu suchen und zu finden. Wohin mich diese Pflichten führen, das gilt mir gleich.“

„Gut. Dann ist die Sache abgemacht. Oder haben Sie noch sonst irgend welche Wünsche?“

„Keine, gnädige Frau.“

Mrs. Brouwer erhob sich und gab damit das Zeichen, daß die Unterredung beendet wäre. Hedwig hätte ihre künftige Herrin gern erst einmal gesehen, aber da Mrs. Brouwer keine Miene machte, sie ihrer Tochter zuzuführen, mußte sie sich wohl oder übel verabschieden. —

Frau von Edöll erwies der Bonne ihrer Kinder zum ersten Male ein gewisses Wohlwollen, indem sie sie, ohne daß diese die kontraktlich abgemachte Kündigungsfrist innehielt, am Ersten des nächsten Monats ziehen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Lande der Sonne.

Von L. Forget.

Autorisierte Bearbeitung von A. Friedheim.

Nach dem Diner hatten sich die Gäste in dem großen Salon des Schlosses vereinigt. Im Kamin flackerte ein helles Feuer, welches die milde Herbstluft wohl kaum nötig machte, das aber

zur Behaglichkeit beitrug. Mehrere Damen hatten sich mit der Wirtin des Hauses, der Gräfin Ligneville, davor niedergelassen und plauderten, während die Herren der Gesellschaft im nahen Billardzimmer ihre Zigarren rauchten.

Die Unterhaltung sprang von einem Thema zum andern über. Mit jener Leichtigkeit, welche die Franzosen kennzeichnet, wurde alles berührt, nur flüchtig, ohne der Sache näher zu gehen. Von Lobeserhebungen eines Predigers, der gerade „en faveur“, kam man auf die Vorzüge der stumpfen Seide im Gegensatz zu der „faillie“ zu sprechen, von den Sutformen auf das letzte Konzert, von dem Reiz der Coppéeschen Gedichte auf den Reiz des Radfahrens, ohne zu vergessen, auch dann und wann den abwesenden „Freundinnen“ einen kleinen Seitenhieb zu versetzen.

Doch plötzlich schwang sich die Unterhaltung zu ungeachteten Höhen auf, als Frau v. Seram, die Gattin eines Gelehrten, und selber fast eine Gelehrte, die Frage aufwarf, ob die großen Herzeigenschaften, welche die Frau auszeichnen, angeboren oder anerzogen seien. Jede der Damen sprach aus lebhafteste ihre Ansicht aus, und die Meinungen waren, wie das nicht anders sein konnte, natürlich sehr verschieden. Frau v. Seram hielt eine ordentliche Rede, deren Schluß also lautete:

„Was mich anbelangt, so ist nach meiner Ansicht die einzige Frau, die überhaupt bei dieser Frage in Betracht kommt, die gebildete Europäerin, viellecht kann man noch die Amerikanerin, speziell Nordamerikas, dazu rechnen, aber damit hört es auch auf. Die Frau in den unzivilisierten Ländern ist weder für Eingebungen der Selbstlosigkeit zugänglich, noch der Aufopferung oder zartempfindender Liebe fähig. Sie kennt die Feinheiten der Empfindungen nicht, dieses Streben nach Idealen, „Höherem“, welches erst im wahren Sinne des Wortes die Frau zur „Frau“ macht.“

„Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, General?“ schloß sie ihre Rede und wandte sich damit an Herrn v. Garten, der soeben in den Salon zurückkehrte. Sie sind ja so viel in der Welt herumgekommen, sagen Sie uns Ihre Ansicht darüber.“

„Das ist eine schwierige Frage,“ antwortete der General, „und für einen Mann in meiner Lage ist es höchst gefährlich, seine Ansicht so vor einer schönen Korona ausdrücken zu sollen, deren Meinungen auseinandergehen; wenn ich mich entschieden für oder wider ausspreche, so muß ich unvermeidlich, meine Damen, zum Teil bei Ihnen in Ungnade fallen, und das wäre mir sehr schmerzlich. Statt mich bei dem Streit zu beteiligen, bitte ich um die Erlaubnis, eine Geschichte erzählen zu dürfen, welche Sie dann nach Belieben für oder wider die aufgeworfene Frage verwenden können.“

„Ah! Eine Geschichte. Das ist schön!“ riefen die Damen.

„Eine Liebesgeschichte?“ fragte Frau von Offry.

„Viellecht!“ antwortete der General in eigentümlicher Betonung des einen Wortes.

„Wo hat sich Ihre Geschichte zugetragen?“

„Im Lande der Sonne.“

„Nun, dann fangen Sie an, General, wir sind bereit!“

„Meine Damen, über vierzig Jahre sind schon seit jenem Ereignis verfloßen. Es war gegen Ende des großen Krieges in Algier und Abd-el-Kader schon mehrere Jahre gefangen. Die drei Provinzen beruhigten sich allmählich und die Küstengegenden nahmen mehr und mehr französische Sitten und Gebräuche an. Jenseits des kleinen Atlasgebirges war die Sachlage aber eine ganz andere. Dort wurde der Kampf noch fortgesetzt, nicht etwa in großen offenen Gefechten, aber kleine vereinzelt Detachements, wie losgelöst von dem Gros, waren vorwärts geschoben, und gleichsam verloren in diesen unbekanntem Ländern inmitten der wilden Tropengegend, von der sie doch jeden Tag durch langsame Vorrücken einen Fuß breit nach dem andern für Frankreich gewannen. Es war ein richtiger Versteckkrieg. Wir waren von Feinden umgeben, die uns um so gefährlicher waren, weil sie meist unsichtbar blieben und gerade da und dann auftauchten, wo wir sie am wenigsten erwarteten. Nicht einen Augenblick durften wir in unserer Wachsamkeit nachlassen, durften uns nicht einmal von dem Korps trennen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, aus dem Hinterhalt überfallen und ermordet zu werden.“

„Das war ein furchtbares Land und eine entsetzliche Existenz,“ meinte Frau Lemon.

„O nein! Sagen Sie das nicht, gnädigste Frau!“ rief der General enthusiastisch. „Es war großartig! Diese unendlichen Ebenen des Alfa, die Anfänge der nahen Wüste, welche man gleichsam durchfliegt, wenn man die flüchtigen Gazellen verfolgt. Ein solcher Ritt berauscht, kann ich Ihnen versichern. Und dann der Horizont, so weit, so unendlich weit, und ganz in der Ferne von den Gebirgen abgegrenzt, welche des Abends die wunderbarsten Farben haben, vom zarten Blau und Rosenrot bis zum Violett und tiefen Violett. Diese herrliche Luft, die so durchsichtig klar ist, daß man wähnt, die Gegenstände, welche sich viele

Kilometer entfernt befinden, mit den Händen greifen zu können. Diese unbeschreiblichen Nächte, welche fast tageshell sind vor lauter Sternenglanz! Diese geheimnisvollen Laute der Wüste, die uns die Unendlichkeit zuzutragen scheint und dann und wann in der Ferne, weit fort, von der Richtung des Atlasgebirges her, die Stimme des Wüstenkönigs! . . . Ach, welch herrliches Land und welche Poesie liegt in dieser ungebundenen, freien Existenz, wo man den Reiz des Lebens um so mehr empfindet, weil man täglich von drohender Todesgefahr umgeben ist, wo das Blut rascher pulsiert und man rascher denkt, wo jeder Nerv angespannt ist in der Erwartung des Unerwarteten, der immer vorhandenen Gefahr, des stets nahen Todes!“

Der Graf fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er die Bilder jener Erinnerungen, welche ihn noch jetzt zu übermannen drohten, verwischen wollte und fuhr dann fort:

„Ich war Kommandant einer kleinen Reiterabteilung, höchstens 50-Mann waren mir unterstellt. Wir bewohnten eine Art Blockhaus, das wir, so gut es ging, auf der Höhe zwischen Saïda und den Salzseen, welche heute trocken gelegt sind und die „Schott“ heißen, aufgebaut hatten. Wir waren gleichsam auf äußerstem Vorposten: vor uns lag die Wüste. Das nächste Detachement hinter uns war erst in Stunden zu erreichen, und wir hatten Befehle bekommen, uns abwartend zu verhalten. Wir fanden das Leben, wie gesagt, sehr schön. Wir gingen auf die Jagd und machten Ritte, ohne uns doch zu weit von dem Blockhaus zu entfernen. Aufregende Zwischenfälle hatte es schon seit Wochen nicht mehr gegeben. Dann und wann einmal einen Flintenschuß auf Marodeure, welche sich zu nahe heranwagten; einige Araber, die sich verirrt hatten und um Obdach baten; Abgesandte von verschiedenen Stämmen, welche sich uns ergaben, oder auch wohl armelige Karawanen, die von zerlumpte Leuten geführt wurden, und die uns Feigen und Datteln überbrachten, die Anfänge des späteren Handelsverkehrs; das waren, wie gesagt, die einzigen kleinen Ereignisse unseres Lebens.“

Eines Tages entstand jedoch große Aufregung in unserem Lager, die ausgestellten Posten hatten zwei Frauen festgenommen, zwei Frauen am Rande der Sahara Algiers! Sie wurden vor mich geführt, ich war der arabischen Sprache mächtig und stellte ein Verhör an. Mein erster Gedanke, ich gebe das aufrichtig zu, war, daß ich es mit weiblichen Spionen zu tun hätte, und ich war schon fest entschlossen, sie unter guter Bewachung meinen Vorposten zuführen zu lassen, damit dieselben über die beiden Gefangenen ihre Bestimmungen treffen könnten, als eine der Frauen, welche mir nach dem wenigen, was ich von ihrem verschleierte Gesicht sehen konnte, ganz jung zu sein schien, also zu mir sprach:

„Du bist der Chef und Herr, aber siehe, diese hier ist meine Mutter, ihre Augen sehen das Licht des Tages nicht mehr. Sie ist recht müde und recht krank. Habe Mitleid mit ihr.“

Ich betrachtete die andere, viel ältere Frau, sie war blind.

„Woher kommst Du?“ sagte ich zu der jüngeren.

„Von weit her. Fünffmal habe ich die Sonne auf- und untergehen sehen, seit wir unterwegs sind. Wir sind vom Stamm der „Duled-Said“. Unser Stamm hat Krieg geführt gegen die „Duled-Sidi-Cheif“. Gott ist gegen uns gewesen. Unsere Zelte sind zerstört worden, unsere Herden sind uns genommen; der Mann meiner Mutter ist tot. Man hat uns beide zurückgelassen. Da sprach ich zu dieser Frau, welche meine Mutter ist: „Man sagt, daß die Franzosen gut sind. Laß uns zu den Franzosen gehen. Sieh mir ins Gesicht, Du wirst erkennen, ob ich lüge, oder die Wahrheit spreche.“

Rasch warf die Araberin ihren Schleier zurück und enthüllte ein Gesicht von überraschender Schönheit. Die arabische Frau ist entweder abschreckend häßlich oder wunderschön. Die da vor mir stand, war ganz jung, höchstens dreizehn oder vierzehn Jahre; bei uns wäre sie noch ein Kind gewesen, aber im Lande der Sonne war sie ein vollerblühtes Weib. Ihr bleiches, trauriges Gesicht war von schwarzen, leuchtenden Augen durchstrahlt; der Blick war heiß wie der Wüstenwind und doch sanft, wie Gazellenaugen. Ihr Mund glich einer Granatblüte. Auf der Stirn hatte sie eine Tätowierung, ein Zeichen, daß sie von adligem Geblüt. In ihrer ganzen Haltung und in ihrer Sprache lag so viel Überzeugendes, daß ich nicht an der Wahrheit ihrer Worte zweifelte. Ich war damals noch recht jung und leicht geneigt, enthusiastischen Ideen nachzugehen, was wohl zum Teil mit meinem abenteuerlichen Leben zusammenhing.

O, lächeln Sie nicht, Frau Gräfin. Dieser Enthusiasmus, welcher mich überkam, hatte nichts mit dem zu tun, was Ihr Lächeln anzudeuten scheint. Ich sah mich nur, einer augenblicklichen Eingebung folgend, schon als Retter dieses Kindes, das seine ganze Hoffnung auf die Franzosen setzte. Ich wollte es mit seiner Mutter bei uns behalten, und wenn diese sich von den Strapazen erholt, denn sie schien allerdings vollständig erschöpft, wollte ich sie nach Oran in guten Schutz bringen und wenigstens die

Jüngere zu einer Französin erziehen lassen. Das waren meine Gedanken, Frau Gräfin. Übrigens, ich war damals schon verlobt, und drei Monate nach meiner Rückkehr in die Heimat fand meine Vermählung statt.

Ich ließ also ein Zelt aufrichten und installierte dort die Reisenden. Dann sammelte ich die Leute um mich und berichtete ihnen, was es mit den Frauen für eine Bewandnis auf sich habe. Dadurch war ich sicher, daß meine beiden Schutzbefohlenen im Lager, mitten unter meinen Soldaten, ebenso ruhig wie in einem Kloster leben konnten. Und es war auch so.

Jeden Tag sah ich mich nach Nischa und ihrer Mutter um. Ich sorgte dafür, daß es ihnen an nichts fehlte. Sobald ich kam, ergriff das junge Wesen meine Hand, führte sie an ihre Stirn und schlug dann ihren Schleier zurück, um sie zu küssen. Nur in diesem Augenblick sah ich ihr entzückendes Gesichtchen.

„Gott ist gut“, sagte Nischa, „und Du bist gut. Du hast mit der Blinden Mitleid gehabt. Gott wird Dich die Herrlichkeiten des Paradieses sehen lassen.“ Dann sprach sie mit der Poesie des Ausdrucks, dessen nur die arabische Sprache fähig ist, und nichts kann den wunderbaren Zauber wiedergeben, der in den Worten dieses Kindes der Wüste lag. Nischas Mutter erholte sich jedoch nicht wieder. Der Herzenstummer über all das erfahrene Leid nagte wohl mehr, als die Krankheit selbst an ihr. Unser Arzt tat sein Möglichstes, aber was ist alle ärztliche Kunst gegen die Leiden der Seele! Nach wenigen Tagen starb die Frau. Eigentümlich war die Totenfeier, dieses Begräbnis einer Araberin, vollführt von französischen Soldaten inmitten der Sandflächen der Sahara. Als alles vorbei war, erschien Nischa in meinem Zelt und sagte:

„Nun bin ich Deine Sklavin.“

So gut ich konnte, suchte ich ihr begreiflich zu machen, daß wir keine Sklaven hielten, und daß ich die erste günstige Gelegenheit benutzen würde, um sie nach Draa zu schicken, wo man besser als hier im Lager für sie sorgen würde.

„Du bist der Herr“, entgegnete sie. „Nischa wird Dir gehorchen. Sie wird fortgehen, wenn Du ihr befehlst fortzugehen. Aber wenn Du Nischa von Dir entfernst, so wirst Du, wenn das Gestirn des Tages wieder aufsteigt, in der Nähe Deines Zeltes die Reste der Knochen finden, welche die Hyänen von Nischa übrig gelassen haben.“

Ich gestehe ganz offen, daß mir diese Eroberung allmählich etwas lästig wurde. Die Krankheit der Mutter war für mich, meinen Vorgesetzten gegenüber, eine genügende Erklärung gewesen, zwei arabische Frauen in meinem Lager zu behalten. Die fortgesetzte Anwesenheit dieses ganz jungen, bildschönen Mädchens aber, nun wo sie allein war, mußte ganz anders beurteilt werden. Dann aber hatte ich in Nischas schwarzen Augen, als ich ihr von Trennung sprach, einen Ausdruck bestimmter Entschlossenheit gesehen, daß ich zu dem Ausweg der Schwachen griff und die Entscheidung auf den nächsten Tag verschob. Ich hatte gerade Befehl erhalten, einen umherziehenden Stamm, der von Mecheria kam, zu beobachten. So beschloß ich denn, einige Kilometer vorzurücken, um dem Feinde näher zu kommen und ihm eventuell eine kleine Lehre geben zu können. Das würde mich von den Sorgen um Nischa ablenken. Unser kleines Korps brach also auf. Nischa befand sich im Nachtrab auf einem Maultier und wurde von fünf Zuben geleitet.

Der unserer Annahme nach feindliche Stamm empfing uns aufs beste. Nicht die leiseste Spur von Feindseligkeiten. Im Gegenteil, einige Männer kamen uns sogar eine Strecke entgegen und boten uns Schalen mit Reisförmern, Krüge mit Kamelmilch und frische Datteln als Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Alles verlief ohne jeden störenden Zwischenfall. Als die Frauen sahen, daß in unserem Gefolge ein arabisches Weib sei, kamen sie herbei und luden Nischa ein, in ihre Zelte zu kommen. Nach kurzer Zeit hörten wir sie schwachen, ich hätte fast gesagt „wie die Elstern“, wenn es in der Sahara derartige Vögel gegeben hätte.

Der Abend brach herein. Das Signal zum Sammeln war gegeben, und alle meine Leute, Nischa inbegriffen, waren in unser Lager zurückgeführt. Ich hatte dasselbe in ziemlich großer Entfernung von dem Ruheplatz der Araber aufschlagen lassen. Die sternklare Nacht lockte mich, und eine Zigarre rauchend, schritt ich aus dem Kreis der Zelte hinaus und dachte träumerisch an die Heimat und diejenige, welche dort auf mich wartete, und nach der ich mich sehnte. Zu meiner Rechten befand sich eine Hecke von Moos und Kaktus. Alles steht mir noch heute greifbar deutlich vor Augen! Mehrmals schon war es mir gewesen, als wenn ich neben mir ein leises, gleitendes Geräusch vernommen, das hinter der stacheligen Wand sich in gleicher Richtung mit mir fortbewegte, aber ich hatte demselben keine weitere Bedeutung beigelegt.

Ist es Ihnen, meine Damen, schon je zum Bewußtsein gekommen, wieviel man in einer Sekunde zu gleicher Zeit sehen kann? Damals sah ich in einer unglaublich kurzen Spanne Zeit zwei Flintenläufe, von dem hellen Mondlicht glänzend beschienen; dieselben schoben sich vorsichtig durch die Hecke, und in

der nämlichen Sekunde sprang mit der Schnelligkeit des Blizes eine weiße Gestalt auf mich zu, gerade in dem Moment, als zwei Schüsse abgefeuert wurden, und — Nischa lag, von zwei Kugeln durchbohrt, zu meinen Füßen. Sie flüsterte nur noch:

„Gott ist gerecht. Der Chef, der gegen die Blinde gut war, ist gerettet. Nischa stirbt zufrieden.“

Und in meinen Armen verschied sie. Im Lager der Araber hatte sie das auf mich geplante Attentat erfahren, sie war mir gefolgt, hatte aufgepaßt und mich gerettet. Der Preis war ihr eigenes Leben gewesen.

Meine Soldaten waren herbeigestürmt, als sie die Schüsse hörten und fanden von dem feindlichen Stamm keine Spur mehr, derselbe war auf und davon. Ich war schon an der äußersten Grenze, die mir von meinen Vorgesetzten bestimmt war, und mußte somit von jeder Verfolgung Abstand nehmen.

Wir haben Nischa neben ihrer Mutter am Ufer des Schott el Schergi bestattet.

Dies ist meine Geschichte, meine Damen. Sie sehen daraus, daß die arabischen Frauen ohne einen Begriff dessen zu haben, was wir „Zivilisation“ nennen, doch Selbstlosigkeit, Dankbarkeit und Aufopferung kennen.“

„Und die „Liebe“ nicht zu vergessen“, fügte Frau von Sianeville hinzu, während der General mit der Hand über die Augen fuhr, welche in dankbarer Erinnerung an Nischa, das Kind des Sonnenlandes, feucht geworden waren.

(Nachdruck verboten.)

Aus aller Welt.

C. K. Sträflinge als Erfinder. Eine englische Revue erzählt: 300 000 Mk. erhielt Charles Filer für den Verkauf der englischen Patentrechte einer neuen Nähmaschine, die er erfand, als er wegen Einbruchs im Gefängnis saß. Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, wurde die Maschine in einigen dreißig Ländern patentiert. Filer ist erst 21 Jahre alt und hat noch sehr gute Aussichten für die Zukunft. Außer den 300 000 Mark für das englische Patent hat er mindestens weitere 300 000 Mark für sein Patent in anderen Ländern verdient. Sein Glück verdankt er der Tatsache, daß er während seiner Einkerkerung in der Schneiderwerkstatt beschäftigt wurde. Er machte seine Erfindung, indem er auf eine Erleichterung seiner Arbeit sann. In den Vereinigten Staaten haben die Gefangenen im allgemeinen sehr viel Gelegenheit, ihren Geist zu bilden und eine Fertigkeit zu entwickeln. Die Folge davon ist, daß eine überraschende Anzahl gut bezahlter Erfindungen von amerikanischen Sträflingen gemacht worden ist. Eine Patentradkurbel wurde vor einigen Jahren von einem Agenten im Auftrag eines Sträflings Namens Hammond verkauft und soll über 80 000 Mk. gebracht haben. Die Erfindung hatte jedoch keinen geschäftlichen Erfolg und kam trotz des Patentbesitzes nicht auf den Markt. Hammond war Agent für Räder gewesen; nachdem er ruiniert war, hatte er berufsmäßig Raub betrieben. Mit dem Erlös aus seinem Patent etablierte er sich dann, und da es ihm nun geschäftlich glückte, hat er die von ihm beraubten Personen entschädigt. Ein Sträfling Namens Jones erfand während seines Aufenthalts in der Besserungsanstalt Elmira eine Anzahl mechanischer Spielzeuge, für die er dann Patente ertwarb; eins brachte ihm allein 32 000 Mark. Einer großen Pittsburger Firma wurde einst eine komplizierte Maschine angeboten, die bei der Herstellung von Mohair-Schmürsenkeln 25 Prozent Arbeit und 30 Prozent Zeit sparen sollte. Die Maschine war von Wandston aus der Besserungsanstalt Lomb erfunden, und er hätte ein Vermögen daran verdienen können. Da er aber wie viele Erfinder glaubte, daß seine Maschine sehr viel mehr wert war, als irgend jemand dafür bezahlen wollte, schlug er viele schöne Anerbieten aus, bis er starb. Er soll seine Erfindung auf dem Sterbebette zerstört haben. Ein in den Vereinigten Staaten allgemein gebrauchter Patent-Briefhefter ist auch von einem Insassen von Lomb erfunden worden, einem flüchtigen Bankkassierer, der seine Erfindung für wenige Mark verkaufte, obgleich er ein Vermögen damit hätte verdienen können. Selbst in britischen Gefängnissen, in denen die Gefangenen weniger Freiheit haben, entstehen manchmal Erfindungen. Geschichte Leute, die sich gut führen, dürfen öfter allerlei und bedeutende Arbeiten verrichten, und auf diese Weise verfallen sie dann auf neue Erfindungen. Viele davon sind freilich wertlos, und die meisten wertvollen werden nie ausgenüht und patentiert. Vor einigen Jahren jedoch erfand ein Sträfling in Parkhurst einen verbesserten Fischkessel, den er nach seiner Frei-

lassung für eine große Summe verkaufte. Der berühmte Falschmünzer John Williams erfand eine Art Haken und Ösen, die ein Patentagent billig erwarb und schließlich an einen Fabrikanten weiter verkaufte, der sie zu Tausenden herstellte. Der Mörder Wainwright soll, während er auf seine Hinrichtung wartete, eine Maschine zum Befestigen erfunden haben, und Thurtell erfand bekanntlich den Galgen, auf dem er später endete. Sehr viele der Einbruchswerkzeuge, die der Polizei gelegentlich in die Hände fallen, sind von einem bestraften Einbrecher gemacht, der sie nach seiner Freilassung herstellte.

C. K. Einen Roman aus „Bild-West“ erzählt ein englisches Blatt: Es gibt gewiß sehr wenige Mädchen in der Welt, die von sich sagen können, daß die Ausstellung ihrer Photographie ihnen 500 Heiratsanträge gebracht hat. Vielleicht kann sich auch nur ein Mädchen rühmen, solchen Schaden unter den empfänglichen Herzen des stärkeren Geschlechtes angerichtet zu haben, und das ist keine Weiße, sondern eine Vollblutindianerin mit dem poetischen Namen „Süßes fließendes Wasser“. Sie wohnt auf dem Besitztum ihres Vaters bei der Stadt Chickasha, Indian Territory, in den Vereinigten Staaten. Ihr Vater gehört zu dem Kiowastamm der Indianer. Er steht in dem Rufe, sehr reich zu sein, und er war in unruhigeren Zeiten einer der Tapfersten seines Stammes. Ihre Bewunderer zählen nach Tausenden. Seit drei Jahren hängt ihr Bild in dem Kontor des einzigen Hotels in Chickasha. Dort hat es wohl jeder Besucher gesehen, fast allgemein mit demselben Ergebnis. Zu den Kunden des Hotels gehören außer dem gewöhnlichen reisenden Publikum viele Handlungsreisende. Ein Blick auf das Bild führt zu der Frage nach dem Original, und dann ist es nicht mehr weit zum Heiratsantrag. Die Photographie stellt die schlanke Figur einer jungen, aufrecht stehenden Indianerin dar, die die Hände hinter dem Kopf gefaltet hat. Ihr Anzug ist halb indianisch, halb zivilisiert; ihre Augen schauen in die Ferne. Sie sieht zweifellos sehr malerisch und interessant aus. Ein New-Yorker Journalist hatte eine Unterredung mit dem Original und fand, daß das Bild durchaus nicht die Schönheit übertreibt. Ihre Figur ist fast vollkommen, ihre Haut dunkelbraun, ihr Gesicht rötlich. Sie ist sehr intelligent, und ihr Verstand ist durch die Verührung mit dem zivilisierten Leben geschärft worden. Überdies hat sie ihrer Stellung entsprechend eine sehr gute Erziehung genossen. Sie erzählte von den vielen Heiratsanträgen, die ihre Photographie ihr gebracht hatte, die sie aber alle abgelehnt hätte, und zwar weil sie fest entschlossen ist, nie einen Weißen zu heiraten. Sie liebt nur ihr eigene Rasse und hat ihre Hand und ihr Herz schon einem schönen tapferen Indianer versprochen. Natürlich ist er der tödliche Feind jedes Weißen, der ihm die Liebe seines Schatzes rauben will. Bei einer vor kurzem stattgefundenen Schönheitskonkurrenz der Indianerinnen in Indian Territory hat „Süßes fließendes Wasser“ natürlich den Preis davongetragen.

C. K. Das Leben in Pompeji, wie es sich nach den Ergebnissen der Ausgrabungen darstellt, schildert in einer fesselnden Arbeit Professor Luigi Fiorelli von der Universität Neapel, der Architekt der Ausgrabungskommission. Die Ausgrabungen in Pompeji haben das Leben der alten Stadt vollständig wieder erstehen lassen, nicht nach überlieferten Berichten, sondern nach den Häusern, Möbeln, Kleidern und Berichten, die die Pompejaner handschriftlich hinterlassen haben. Es ist, als ob ein moderner Zauberer uns mit seiner Zauberrute über die Jahrhunderte rückwärts getragen und uns in der blühenden Sommerfrische Pompejis vor dem schrecklichen Jahr 79 niedergesetzt habe. Pompeji stand damals auf seiner Höhe; die hier gefundenen Kunstgegenstände zeigen, daß die besten Künstler der damaligen Zeit zur Verschönerung der Tempel und Sommerhäuser der reichen Römer beitrugen. Es war ein heiteres und lustiges Leben, das Cicero und Horaz und tausend andere Patrizier von der heißen Tiberebene nach Pompeji lockte. Es war die Sommerfrische der damaligen Zeit mit allen möglichen Zerstreuungen für Vergnügungssüchtige. Außer den reichen Leuten gab es natürlich auch die Kaufleute, die für deren Bedürfnisse zu sorgen hatten, und der Handel wurde wie in allen freien Städten geführt. In Pompeji war auch keine Gottheit ohne ihren Tempel; besonders wurden die Göttinnen Fortuna und Venus verehrt, auch Bacchus war nicht vergessen. Also Wein, Weib und — Spiel. Ein Teil des Forums war mit kleinen Verkaufsständen besetzt, in denen Geldwechsler, Zumbeliere und Bankiers ihre Geschäfte betrieben; hier verkauften auch die Straßenverkäufer ihre Waren. Säulenanschläge erregten die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Menge. Die Pompejaner hatten auch große Bäder, in denen viele Bankette abgehalten wurden. Für eine Kleinigkeit erhielt man Zutritt zu den Bädern; aber jeder brachte seine eigenen Handtücher, Salben usw. mit. Nach dem heißen Bad kam das kalte, das im Sommer gefühlt wurde. Nach dem Bade rieb der Diener den Badenden die Haut ab, um sie geschmeidig zu machen. Dann wurden die

parfümierten Öle tropfenweise auf den Körper gebracht, der leicht mit dickem Wollstoff gerieben wurde. Nunmehr folgte vielleicht ein Besuch bei den Gladiatoren, die man bei ihren Übungen beobachten konnte, um „seine Sesterzen auf ihr Blut zu wetten.“ Die Kasernen der Gladiatoren bildeten einen großen Hof, der von einem Portikus von hundert Säulen umgeben war. Darunter waren die 60 Zellen, in denen die Gladiatoren den Tag der Spiele erwarteten. Dann begab sich der prachtliebende Römer in das Amphitheater, das 12 800 Personen Platz bot. Nirgends war die soziale Linie schärfer als hier gezogen; es mußte schon ein kühner Plebejer sein, der sich den Weg zu den pompejanischen Aristokraten erzwang. Szenen aus der Arena sind auf den Gräbern der berühmtesten Gladiatoren dargestellt. Die Anziehungskraft des Amphitheaters war so groß, daß das Volk begeistert dahin drängte. Es gab aber auch zwei Theater, in denen Trauer- und Lustspiele gegeben wurden. Die Villets waren gewöhnlich aus Metall. Hier wurden die berühmten griechischen und lateinischen Trauer- und Lustspiele gegeben; die Schauspieler waren öfter Griechen als Römer. Die Straßen Pompejis mit ihren erhöhten Seitenwegen und drainierten Kimmsteinen sind an sich sehenswert. An den Hauptstraßen lagen Läden mit marmornen Ladentischen und Schaufenstern. Einer der berühmtesten Bankiers Pompejis war Casilius Zucundus, aus dessen aufgefundenen Rechnungsbüchlein sich ergibt, daß er von seinen Kunden 2 Prozent monatlich nahm und bei Auktionen den Preis hochtrieb. An allen Ecken fand man Weinläden; in einigen wurden außer Getränken auch Speisen verkauft. Die Ärzte in Pompeji müssen sehr geschickt gewesen sein, nach den 40 chirurgischen Instrumenten zu urteilen, die man gefunden hat. Man hat Lanzetten, Zangen, Sonden, Brenneisen, Sezierschneidmesser und Spiegel gefunden. Es gab zwei Arten Ärzte, Spezialisten, die ihre Patienten bei sich empfangen, und praktizierende Ärzte, die ihre Patienten besuchten. Die Ruinen Pompejis sprechen beredt von einem frohen Leben, und selbst der Tod mit dem Verbrennen auf dem Scheiterhaufen, den Festen und Opfern gab fast Anlaß zu einem Feiertag. Es war ein kurzes und lustiges Leben, in dem Wein, Weib und Gesang, Malerei, Bildhauerkunst und Tanz, Theater und Arena ihre große Rolle spielten.“

C. K. Eine Chauffeurschule. Nach der Dienstbotenschule ist in London jetzt eine Schule für Chauffeurs geschaffen worden, in der man in sieben Lektionen die schwierige Kunst, ein Automobil zu lenken, lernen kann. Der Unterricht kostet für einen Herrn 100 Mark, für eine Dame 60 Mark und für einen Mechaniker 50 Mark. In den sieben Lektionen lernt man die verschiedenen Manipulationen der Steuerung eines Automobils, aber auch die Ausführung aller Reparaturen, die unterwegs notwendig werden können. Ebenso merkwürdig wie bedeutsam ist jedoch die Anekdote, daß der Direktor der Schule seine Schüler in der „Höflichkeit auf der Straße“ unterweisen wird. Der künftige Chauffeur lernt also alle die kleinen Unannehmlichkeiten, die ihm auf der Straße widerfahren können, mit Grazie entgegennehmen; er soll es vermeiden, die Herren und Damen, denen er begegnet, mit Staub zu überschütten, und er soll es lernen, stets seine Ruhe und Höflichkeit zu bewahren, wenn ihm etwas passiert. Der Begründer der Schule erklärt nämlich, daß die Unmoralität, die gegenüber den Automobilisten besteht, von ihrer Rücksichtslosigkeit und von ihrer groben Sprache, deren sie sich in der Aufregung bedienen, komme, und er wünscht, im Interesse des Sports, dem entgegenzuarbeiten — gewiß ein ausgezeichnetes Programm.

C. K. Nachkommen der Kreuzfahrer in der syrischen Wüste. Wenn der Reisende die syrische Wüste durchwandert, so findet er zu seinem Erstaunen unter den arabischen Beduinen einen fremden Stamm, dessen Sitten, Gebräuche, Charakter und Typus einen merkwürdigen Gegensatz zu den Beduinen bilden. Nach seltsamer ist, daß die von Raub lebenden Beduinen diesen Stamm niemals belästigen und ihm trotz seiner Schwäche und Harmlosigkeit mit Rücksicht und sogar mit Achtung begegnen. Jeder Angriff auf eines seiner Mitglieder wird als Ehrlosigkeit angesehen und zieht die grausamsten Strafen nach sich. Dieser Edelmut erklärt sich nur aus dem gastfreundlichen Charakter der Araber und aus ihrer religiösen Achtung des Unrechts. Der Stamm ist unzweifelhaft nicht arabischen Ursprungs. Er hat sich nie mit den Beduinen verbündet, bei ihren Kriegen stets strenge Neutralität bewahrt, er hat keine Beziehungen mit ihnen gehabt und bekennt sich auch nicht zum mohammedanischen Glauben. Der in Bagdad wohnende Karmeliter Anastasius Maria vertritt die Ansicht, daß man es hier mit einer europäischen Kolonie zu tun habe, die ein trauriges Los hierher verschlagen hat. Es ist in der Tat wahrscheinlich, daß nach der Zerstörung der Kreuzfahrer einige Familien dem Gemetzel entgangen sind und in der Wüste bei den Beduinen Schutz gesucht haben. Die Beweise, die die beiden genannten Gelehrten anführen, sind, wie

ein französisches Blatt ausführt, ziemlich überzeugend. Die Solaisibis haben einen weißen Teint, blaue Augen, blondes Haar, ein ovales Gesicht, schmale Lippen, einen zierlichen Körperbau, breite und hohe Stirn und eine dünne Taille, was einen großen Gegensatz zu dem arabischen Typus bildet. Auch vom moralischen Gesichtspunkt aus unterscheiden sich die Solaisibis sehr von den anderen Beduinen. Trotz ihrer Armut (sie leben in der Hauptsache vom Betteln) haben sie großen Widerwillen gegen den Diebstahl, die Lüge, den Betrug, die Heuchelei und die Unehrllichkeit. Während die Araber eifersüchtig die Genealogie des Stammes bewahren, wissen die Solaisibis von ihrem Ursprung nichts und umgeben ihn mit phantastischen Legenden. Aber die Aufgeklärtesten unter ihnen behaupten, von den Kreuzfahrern abzustammen. Über ihre Religion befragt, sagte einer zum Vater Anastasius: „Wir verehren den, der die Gazelle geschaffen und sie uns zur Verfügung gestellt hat. Die Religion unserer Vorfahren kennen wir nicht, und da wir unter den Muselmanen leben, haben wir ihnen aus Gewohnheit einige religiöse Bräuche entliehen.“ Sie leben wie die Beduinen unter Zelten. Ihre Anzahl scheint 3000 nicht zu überschreiten. Männer und Frauen tragen langes Haar und dasselbe Gewand. Ein rotes Band umgibt den Kopf, und der Frau fallen noch zwei Haarsträhnen auf die Schultern. Als Waffen haben sie Keulen und alte Gewehre. Von Haustieren halten sie nur Hammel und weiße Esel; letztere sind sehr schön und kräftig und widerstehen den Strapazen ebenso gut wie das arabische Pferd. Gerste, Wildpret und Milch sind ihre einzigen Nahrungsmittel. Ihr Lieblingswildpret ist die Gazelle, die sie vorzüglich zu jagen verstehen. Indessen leben sie viel von Schmarokerei und Bettelerei, besonders wenn sie nahe bei den Städten wohnen. Wenn sie hören, daß irgendwo ein Fest stattfindet, drängen sie sich ohne die geringsten Bedenken in die Küche und sogar ins Schlafzimmer. Ihre sehr einfache Heiratszeremonie hat gar keinen religiösen Charakter. Sie wird in Gegenwart eines einzigen Zeugen zwischen dem Bräutigam und dem Vater oder Vormund der Braut geschlossen. Die Hochzeitseinladung besorgt ein öffentlicher Ausrufer, der die Zelte durchheilt und den Schwanz eines weißen Esels mit der Hand in Bewegung setzt. Dann kommen die Frauen aus den Zelten und stimmen zu Ehren der Verlobten Gesänge an. Die Eingeladenen bereiten Speisen und schicken sie in das Hochzeitshaus. Nach der Mahlzeit trennen sich Männer und Frauen zum Tanz, der sehr dezent ist und nie die beiden Geschlechter vereint. Die Bigamie ist bei den Solaisibis unbekannt.

C. K. Eine Ballon-Zeitung. Dem Pariser Heeresmuseum wurde ein Dokument geschenkt, das in seiner Art einzig dasteht: die Nummer einer Zeitung mit dem Titel „Ballon-Poste“, die in Paris im Jahre 1870 während der Belagerung gedruckt wurde. Das interessante Blatt liefert bemerkenswerte Nachrichten über Ereignisse jener Lage, die wenig bekannt waren. Der Herausgeber des Blattes, Gabriel Richard, zeigt darin an, daß das Blatt, das auf den Umfang eines gewöhnlichen Briefes reduziert werden konnte, durch die Ballons, die während der Belagerung von Paris abgelassen wurden, in die Departements geschickt wurde. Dieser Zeitungsdienst arbeitete in der Tat mit einer bemerkenswerten Geschwindigkeit. Das jetzt bekannt gewordene Exemplar stammte von einem Ballon, der in Tours gelandet war.

(Nachdruck verboten).

Rätsellese.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

— — — da	Vorname
E — — — o	Baum
— — — as	bekannter Bildhauer
S — — — —	Himmelskörper
A — — — — t	deutscher Staat
— o — — n	Waffe
— — rt	Redeteil
A — — a	Vorname
— — te	Vogel

Statt der Striche sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß Wörter von der beigefügten Bedeutung entstehen. Die ergänzten Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Charade.

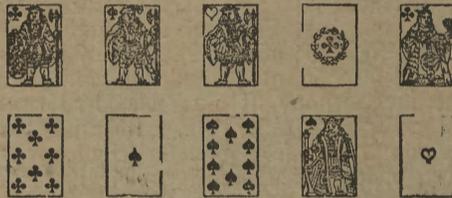
Ich habe viel die Welt befahren
Ein müder Mann mit grauen Haaren,
So werd' ich bald zur Ruhe gehn.
Ich falt' ergeben meine Hände!
Doch' möcht ich noch vor meinem Ende
Das Erste meiner Kindheit sehn.
Wie träumt' ich da so froh ins Weite!
Die ganze Welt schien mir das Zweite,
Ich selber strebt' es auch zu sein!
Vorbei! Wie wär' ich jetzt zufrieden,
Wär' mir als Ruhestück beschieden
Daheim ein Ganzes, noch so klein!

Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Weibel, Unter; V M H die drei Spieler).

V hält bis a-Handspiel, M bietet auf folgende Karte Großspiel, worauf V paßt.

a, b, cB, aA, D, 8; bA, 10, K; cA.



H bietet Null anbert, da aber das Großspiel von M mit Dreien darüber geht, behält M das Spiel. Das Spiel ist unverlierbar, bei richtigem Spiel; spielt M aber im 3. Stich eine unrichtige Farbe an, verliert er. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderrätsels.

Straußeneier.

Auflösung des Opernfüllrätsels.

- Don Juan
- Iphigenie in Aulis
- Ernani
- Freischütz
- Lohengrin
- Eurhauthe
- Don Pasquale
- Entführung aus dem Serail
- Rienzi
- Mignon
- Aida
- Undine
- Stradella

Die Fledermaus.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von S. Lehmann: B. Kd2, Dg3, Tf3, Lg1, Sd7, e8;
Schw. Ke4, Sa8, f4, Lb1, Be5, h3, h5.
1. Tf3-f1, Kd5 2. Db3†. — 1. . . , Kf5 2. Sg7†. — 1. . . ,
Sa8 beliebig 2. Dg6†. — 1. . . , h2 2. Dg2†. — 1. . . , La2
2. Dd3†. — 1. . . , Lc2 (h4) 2. Dg8. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Hugo Lohrbach, Grete Ostrowski, Georg Schaffstädt, Gertrud Klettke, Karl Kemp, Alfred Rolander, Minna Maef, Bromberg.